



Der Zauberpiegel. Die Wittve Johann Adam Wigel, verwitwete Schau, geb. Weller, 52 Jahre alt, ist eine vielfach bereits vorbestrafte Person. U. A. hat sie schon im Buchhanle gefressen und von ihren Strafen find mehrere wegen Betrugs über sie verhängt. Derzeit liegt sie, wie es scheint, dem eblen Gewerbe des Kartenlegens ob. Eines Tages stellte sich bei ihr die 21 Jahre alte Dienstmagd Bertha Caspari ein, um sich ebenfalls ihr Schicksal voranzutragen zu lassen. Sie mag dabei gemerkt haben, daß das Mädchen an Intellekt nicht gerade besonders hervorragte. Ein Zauberpiegel, sagte sie ihm, sei in ihrem Besiz, der befähige sie zu sehen, was andere gewöhnliche Sterbliche nicht sähen. Dieser Spiegel künde ihr an, daß sie (die Caspari) einen größeren Gewinn erzielen werde, sofern sie dem Glücke die Hand biete. Die Caspari brauche ihr nur A 10 zu geben, dann werde sie (die B.) vor geweihten Kerzen, die sie bewahre, für sie beten und ihr Glück sei gemacht. Die Bunge — verschwor sie sich — möge ihr aus dem Hals herausfaulen, wenn sie nicht die Wahrheit sage. Sollte wider Erwarten die Sache schief gehen, so erhalte das Mädchen sein Geld zurück.

* **Kaiserpanorama.** Eine hochinteressante Serie von Marokko, das gegenwärtig wegen der dort ausgebrochenen Unruhen, in den Zeitungen so viel besprochen wird, ist in dieser Woche ausgestellt. In dankenswerther Weise ist uns hier Gelegenheit geboten, auch dieses Land und seine Bewohner kennen zu lernen. Der Cyllus bringt zuerst die alterthümliche Stadt Tanger von Osten, Westen und vom Meere aus gesehen. Durch verschiedene alte Thore gelangen wir in die Stadt, beobachten den Verkehr auf den Straßen, an den Moscheen und auf den Märkten und wohnen dem Eingang des Sultans Abdul Afis mit seinen Frauen, seinen Ministern und Beamten nebst zahlreichem Gefolge bei. Kavallerieabtheilungen eröffnen und schließen den langen Zug, während Infanterie Spalier bildet. Das Interessanteste sind die Momentenbilder von den Märschern und dem Lagerleben der Truppen des Sultans. Diese braunen und schwarzen Kerle mit ihren Bannissen und Turbanen haben ein martialistisches Aussehen; von ihrer Fähigkeit, den Aufstand nieder zu kämpfen, haben sie bis jetzt nur schlechte Proben abgelegt.

Das zweite Heft der Bläutischen Weltbilder, jener interessanten, geistlich geschützten Neuheit auf dem Gebiete der Stereoskopie, ist soeben im Deutschen Verlage, Berlin SW. 11, erschienen (Preis A. 1). Es ist dies „Eine Blütfahrt durch Süd-

4970

Restauration und Sommerfrische

Schönstes u. idyllisches Wald-Rest. Wiesbadens.
Fremdenzimmer mit Pension zu 4.50 M. pro Tag. — Sitzplätze
für ca. 2000 Personen. — Grosse Lokalitäten zur
Abhaltung von Festlichkeiten f. Vereine Private etc.
Telephon No. 2067. Karl Müller. 836



Man verlange:

**GREIF-
COGNAC**

Aerztlich empfohlen.

Tüchtiger, solventer Vertreter gesucht.

—• Kein Laden. — Grosses Lager. ♦

kaufen Sie sehr billig im

Etagengeschäft von Fritz Lehmann, Goldarbeiter,
Langgasse 3, 1. Stiege, an der Marktstrasse. 99

9958

für Knaben und Mädchen.

9854

Kirchgasse 48.

Ausstellung mit Preisen in m. Schaufenstern.

Kirchgasse No. 49,
zunächst der Marktstrasse.

Sämmtliche
Neuheiten vorräthig.

Anfertigen auf Wunsch in allen
möglichen Stoffen und Farben.

Ueberziehen und Repariren der
Schirme jeder Art.



1614

Langgasse 33, Pt. u. I. Et.

Tel. 2116

Sämmtliche Neuheiten

in

Damen-, Mädchen-, Kinderhüten

sind eingetroffen.

276

Grösstes Lager für Modistinnen zu billigsten engros-Preisen.

Feinste Blüthen-Mehle	per	Stund	14.	16.	18.	20	und	22	3/4
	5	4	13.	15.	17	19		20	

Gebrannten Kaffee, täglich frische Röstung, nur reinigendste Qualitäten, per Pfund 70, 80 Bz., 1.—, 1.20, 1.40, 1.60 u. 1.80 Bz.

Wurstwaren Cervelat, Salami, Fleischwurst, Schmortisch, Knackwurst, ...

Preisen wie jede Konkurrenz empfiehlt
166 Teleph. 1287.



* Tägliche Unterhaltungsbeilage des „Wiesbadener General-Anzeiger“.*

Nr. 17.

(2. Beilage.)

Mittwoch, den 1. April.

1903

Verjährt.

Roman von Albert Schmidt.

(Nachdruck verboten.)

Schluss

„Was war das“ gährte es in ihm auf, und seine Hand fauste auf die Platte des Tisches nieder, daß sein Krug fast umfiel, und Piccolo am Buffet erschrocken sein kluges Gesicht nach ihm umwandte. „Die Ratten verlassen das Schiff? Was hab' ich gethan für diesen abscheulichen Ort! Und so behandelt man mich — mich! Ach, der Staatsanwalt hat doch geschwagt — mein Geheimniß verrathen an diese undankbare Welt. Daß ich nicht dieser elenden Gesellschaft nur Gutes gethan? Hatt ich's denn nöthig, verjährte Schulden zu bezahlen? That ich's nicht aus gutem Herzen? Und so lohnen sie mir's — die erbärmlichen Creaturen!“

Verflucht sei der Tag, wo ich mich entschloß, nach Europa zu reisen! Verflucht die Nacht, die mich in diese Stadt geführt! Verflucht die ganze Stadt und alles, was darin herumkriecht!

Nein, nein, nicht alles — nicht die Weiden, die mich von sich gestoßen — mit denen ich's so gut gemeint, die nichts von mir wissen wollen — keine Wohlthaten von mir annehmen — mich hassen — mich verabscheuen — mir fluchen — o, ich fühl's, das überwinde ich nicht. Was mir die Lenzheimer gethan — pah, ich verachte sie, mit ihrem Kleinbürgerlichen, dummschmerzlichen Hochmuth. Aber was mir meine Kinder gethan — o, o, o!“

Und sein Haupt sank immer tiefer auf seine Brust hinab, dumpfe Töne entstrangen sich ihr. Piccolo wurde ängstlich, als er sie hörte, und da er bemerkte, daß Mister Grant seinen Krug noch immer nicht angerührt hatte und einer Aufwartung also nicht bedurfte, verließ er schleunigst das unheimliche Zimmer.

Mister Grant merkte es nicht, daß die anderen Tische des großen Gastzimmers nicht besetzt wurden — daß niemand darin war als er und seine trostlosen, niederschmetternden Gedanken.

„In ihrem dummen Stolz — pah, ich belange sie, diese düsteren Knechte, dieses niedrige, kriechende Gezücht — aber was mir meine Kinder gethan, — oh, oh, oh!“

„Mister Grant hier?“

Eine helle Stimme fuhr mitten in seine Gedanken hinein und unterbrach sie. Mechanisch wandte er seinen Kopf um. Jemand wiederholte die Frage.

„Ich bin's“ sagte er tonlos, wie aus einem Traum heraus. Der Postbote legte einen eingeschriebenen Brief vor ihm auf den Tisch. Er reichte ihm einen Bleistift und steckte langsam Mister Grants Empfangsbefehl ein; einen Augenblick zögerte er, er hoffte auf ein Trinkgeld in der Form eines Glases Bier, aber Mister Grant sprach kein Wort, rührte auch den Brief nicht an, und der Postbote entfernte sich in übler Laune.

Mister Grant hatte ihn vergessen, auch den Brief, den er gebracht. Er war noch immer allein — wie auf einer einsamen Insel, die nie ein menschlicher Fuß betritt. Nun spielte seine Hand mit dem Brief, er bemerkte es nicht. Seine Gedanken waren weit weg. Er konnte die Zwei nicht vergessen, denen er so viel Gutes zugebacht, und die ihn von sich gestoßen, ihn hassen, ihn verfluchten — da standen seine unruhigen Augen plötzlich still und hefteten sich auf den Brief. Die Handschrift kam ihm bekannt vor. Er sah sie scharf an, erkannte den Poststempel — er riß den Brief auf, seine Augenslogen darüber hin. Ein

heiserer Schrei entrang sich seiner Brust. Mit einem Sprung war er zur Thür hinaus. Der Kellner im Frack, der auf dem Flur stand, ließ ihn ruhig an sich vorüber die Treppe hinauf laufen und gab sich nicht die mindeste Mühe, vor ihm oben zu sein und ihm seine Lichter anzuzünden. Der Amerikaner interessirte ihn seit dem heutigen Abend nicht mehr. Die Ratten hatten das Schiff verlassen.

Seine Hände fliegen, als er die Lichter anzünden will. Kaum gehorchen sie seinem Willen. Nun bohrt sich sein Auge in die Bünde des Briefes hinein. Er liest ihn wieder und wieder, vielleicht hat er doch nicht richtig gelesen — aber da steht es ja mit kurzen klaren Worten: „Die deutsche Firma Friß Barkmann in Chicago hat eine Contremine gegen die Weizenspekulation von Grant, Bollet and Myers in Scene gesetzt und macht riesige Anstrengungen, um den Sieg à la baisse zu erringen. Mister Grant soll sobald wie möglich zurückkommen, seine Anwesenheit ist unentbehrlich.“

O, daß er nicht drüben gewesen! Diese deutsche Firma hätte er nicht aufkommen lassen, todt gedrückt hätte er sie! „Wir wollen doch sehen, wer den längsten Athem hat. Amerika oder Deutschland — was kann dieser Zwerg gegen uns! Dieser Stümper, dieser Barkmann, dieser hergelaufene Strolch, der noch vor drei Jahren den Leuten auf der Straße die Stiefeln gewischt hat — dieser Wicht gegen uns, Grant, Bollet and Myers.“

„Herein!“ Der Kellner im Frack hält's nicht mehr für stillvoll auf Numero 12 zu bedienen — Piccolo bringt ein Telegramm.

„Sofort abreisen“ weiter steht nichts darin. Er schaut das Telegramm noch immer an, als ob die zwei kurzen Worte noch irgend ein Geheimniß verhüllten. Was bedeuten sie? Sieg oder — oder —

Mister Grant kommt mit seinen Gedanken nicht zu Ende. An sein Ohr bringt Lärm — näher kommt er, immer größer wird er. Von der Straße schallt er herauf. Stimmen flingen durcheinander — unarticulierte Laute. Wie das schreit und jöhlt und heult und pfeift. Kein Wort zu verstehen. Was wollen die Menschen? Ist das Aufruhr? Hat sich Lenzheim empört? Gegen was? Gegen wen?

Er tritt an das Fenster seines dunklen Nebenzimmers — wahrhaftig, vor dem „Goldenen Adler“ stehen die Menschen dicht gedrängt — mit den Händen gestikuliren sie, mit den Armen fahren sie durch die Luft. Immer schreien und jöhlen sie, heulen und pfeifen sie. Aus dem Meere von Tönen heben sich einzelne Worte ab. Seinen Namen hört er nennen — er soll nur kommen, der Amerikaner, der Dieb, der Betrüger, der Fälscher, — er soll nur kommen. Und ein anderer Name bringt an sein Ohr — vor dreißig Jahren war er ihm sehr vertraut — wo ist er, der Verbrecher? Heraus mit ihm, daß er kein Recht bekommt! — Wo ist er? Wo ist Kramer? Holt ihn aus seinem Bett — Spiekruthen soll Kramer laufen — an den Pranger soll er — an den Galgen da draußen im Thorhaus, an den Galgen mit ihm!

Mister Grant ist wankend vom Fenster zurückgetreten. Alles dreht sich im Kreise um ihn. Umzufinken glaubt er.

Aber neue Töne, gräßlichere, erwecken ihn aus seiner Betäubung. Unter das Pfeifen mischt sich der Lärm von Kesseln, auf die man schlägt, auf Trichtern bläst man, eine durchlöcherete Trompete schmettert entseßliche Laute in das ohrenerschütternde Chaos hinein. Dazwischen ruft man nach Claus Kramer, heisere Rufen schreien bis zum Zerpringen seinen Namen.

Und Mister Grant steht wie gelähmt auf der Schwelle zwischen seinen beiden Zimmern — da faust ein Stein durch das Fenster herein und zerschmettert die Prismen und Cylinder der großen Hängelampe — klirrend fliegen die Splitter durchs Zimmer, und Mister Grant fühlt, wie sie ihn an der Stirn treffen, und das Blut warm in seinen Bart hinabrieselt. Da — Stein auf Stein — wie ein Hagelwetter ergießen sich die Glassplitter über das Zimmer — ein mächtiger Stein trifft einen der beiden Leuchter, er fällt zur Erde und reißt im Sturz den zweiten mit sich. In der Stube ist dunkel, und Mister Grant steht noch immer unbeweglich auf derselben Stelle.

Regelmäßige Tritte erschallen auf der Straße. „Auseinander!“ gebietet eine mächtige, feste Stimme. „Im Namen des Gesetzes!“ Und die ganze Menschenmenge stiebt auseinander — in einem Augenblick ist die Straße leer, als hätte die Erde alles mit einem Mal verschlungen. Kein Wort, kein Ton erschallt mehr, und draußen ist's, als wäre nie etwas anderes gewesen als Abendstille und friedliche Ruhe.

Die Thür öffnet sich. Mister Grant erkennt den Wirth, dessen Silhouette sich in der Dunkelheit von dem erleuchteten Tur abhebt.

„Nicht Piccolo!“ ruft er nach hinten. „Sind Sie hier, Herr Kramer?“ spricht er ins Zimmer hinein. Keine Antwort. „Sind Sie hier, Herr Kramer?“ fragt er zum zweiten Mal.

Nun tritt Herr Mengerßen mit einem Licht ins Zimmer hinein.

„Was wünschen Sie?“ fragte eine Stimme wie aus dem Grabe.

„Nach dem, was heute Abend geschehen, muß ich Sie bitten, Herr Kramer, mein Haus zu verlassen“, erklärt der Wirth. „Ich reise, Herr Mengerßen“, antwortet Mister Grant mit heiserem Lachen. „Natürlich reise ich — auch ohne Ihre lebenswürdige Aufforderung — mit dem Personenzuge früh sechs Uhr fahre ich, — die Nacht über darf ich wohl noch bleiben?“ fragt er mit offenem Hohn. „Die zerbrochenen Fenster und Lampen und Spiegel setzen Sie mir auf die Rechnung — als Erinnerung an die dankbaren Lenzheimer. Um fünf Uhr wünsche ich geweckt zu werden und meine Rechnung zu erhalten.“

„Wie Sie befehlen, Herr Kramer.“ Herr Mengerßen hat den Leuchter mit dem brennenden Licht auf den Tisch gestellt und das Zimmer wieder verlassen.

Mister Grant ist allein. Niemand kümmert sich mehr um ihn. Er ist Lust für das Hotelpersonal. Nicht einmal die Scherben und Splitter aus seinem Zimmer zu entfernen giebt sich ein dienstbarer Geist die Mühe. Seine Rolle ist ausgespielt. Er hat sie wohl ganz gut gespielt, aber da capo ruft keine Stimme. Niemand hat mehr Begehr nach ihm, und er muß Gott danken, wenn er das Schauspielhaus, das sich Lenzheim nennt, erst gesund mit seinem Rücken ansieht.

22. Capitel.

Auf der Straße ist es still — von der Erregung, die dort am Abend geherrscht, ist nichts mehr zu merken, — keines Menschen Schritt läßt sich hören.

Im „Goldenen Adler“ ist auch alles still. Wie ausgestorben.

Auch in Numero 12 ist es still. Das Licht auf dem Leuchter den Herr Mengerßen auf den Tisch gestellt, brennt, hin und her flackernd, langsam seinem Ende entgegen — verbreitet nur eine matte Helligkeit in dem Raum, den der durch die zerbrochenen Fensterscheiben streichende Nachtwind ungemüthlich macht.

Raum bringt der unruhige Lichtschein bis zu der Sophaede, in welcher ein Mann sitzt — unbeweglich — in sich zusammengefallen. Der Nachtwind spielt in seinem langen Bart. Seine Bänder sind schlaff, und er sieht aus wie ein gebrechlicher Greis. Vor sich hin stiert er. Nichts regt sich an ihm. Nur dann und wann bewegt sich nervös ein Finger oder eine Hand und giebt ein Zeichen, daß noch Leben in diesem Menschen ist.

Da geht ein schriller, scharfer Ton durch das stille Haus. Der Mann fährt auf, sinkt aber sogleich wieder zusammen. Noch einmal erschallt derselbe Ton. Nun wird unten im Hause ein schlürfender Schritt hörbar. Die Hausthür wird geöffnet. Ein Mensch sagt ein paar Worte und entfernt sich eiligst wieder. Ein anderer antwortet mürrisch. Dann wird die Hausthür wieder verschlossen und ein Schritt schlurft die Treppe hinauf.

An die Thür von Numero 12 wird gepocht. Der zweite Hausdiener öffnet sie, seine Laterne fällt ihm vor Schreck fast

aus der Hand, als er der unheimlichen Figur in der Sophaede ansichtig wird. Stumm legt er etwas auf den Tisch und verläßt schnell das Zimmer, ihn graust, als wäre ihm in der mittlernächtigen Stunde ein Geist erschienen.

Der junge Hausdiener ist froh, als er unten den Tur wieder erreicht hat. Da hört er durch die graulich stille Nacht einen Schrei — ein einziges, heiseres, kurzes Aufschreien. Kalter Schweiß tritt ihm auf die Stirn. Eiligst reißt er die Mittelthür auf und stürzt in sein hinterwärts belegenes Kämmerchen, springt schnell in sein Bett hinein und zieht sich die Decke über den Kopf.

Im „Goldenen Adler“ ist es wieder still wie zuvor. Der junge Hausdiener beruhigt sich auch allmählich und kommt zu dem heroischen Schluß, daß er sich wohl nur geirrt, daß es gar kein Schrei gewesen, was er gehört, daß es eine Sinnesstörung gewesen, die Nachwirkung des schweren Traumes, aus dem die Nachtglocke ihn aufgeschreckt. Er streckt also den Kopf getrost wieder aus der Decke hervor, legt sich auf die Seite und schläft weiter.

Aber frühmorgens erhebt sich ein unruhiges, fieberhaftes Laufen und Drängen und Schieben im Hause. Schlag fünf Uhr hat der erste Hausdiener zum Becken auf Numero 12 stark an die Thür angelockt, aber keine Antwort erhalten. Er hat den Redversuch wiederholt, aber auch diesmal keinen Erfolg erzielt. Da hat er vorsichtig an den Drücker gefaßt, die Thür hat nachgegeben, und erschrocken ist er zurückgefahren. Im Zwielicht des grauen Morgendämmers hat er ein menschliches Etwas auf der Erde liegen sehen — Bewegung ist darin nicht zu spüren, irgend ein Ton nicht zu hören gewesen, und mit schlotternen Knien stürzt der Hausdiener die Treppe hinab. „Herr Mengerßen, der Amerikaner ist todt!“ Dann setzt er sich auf einen mächtigen Probenkasten, der neben der Thür steht, um sich von dem fabelhaften Schreck zu erholen, der ihn gepackt hat und seine Kniee noch jetzt zittern macht.

Es war gegen Mittag. Frühmorgens hatte man Geheimrath Walter aus dem Schlaf geweckt und ihn gebeten, schleunigst in den „Goldenen Adler“ zu kommen, es sei ein Unglück geschehen.

Nun saß er nachdenklich in seinem Arbeitszimmer im Krankenhaus zum Nothen Kreuz. Sein Krankenjournal lag aufgeschlagen vor ihm, aber er schrieb nicht, er hatte sich in seinen Sessel zurückgelehnt, die Hand mit der Feder ruhte auf dem grünen Tuch des Arbeitstisches, und seine Augen hatten sich auf einen Tintenfler festgeböhrt, den seine Erregung verschuldet. Mit seiner Kunst hatte die erregte Stimmung, die ihn beherrschte, nichts zu thun, die Diagnose des Falles bereite ihm keine Schwierigkeit, aber was ihm vorausgegangen war, was ihm folgen mußte, das setzte seine Seele in Schwingungen, die es ihm unmöglich machten, die nüchternen Notizen seines Journals zu vervollständigen. Die menschliche Erregung des Arztes, der wegen seiner Ruhe am Krankenbett berühmt war, hatte sich so gesteigert, daß die Fragen und Interessen seiner ärztlichen Kunst einstweilen ganz in den Hintergrund traten.

Ein Wärter meldete ihm, Fräulein Emma Kramer lasse anfragen, ob er sie empfangen wolle.

„Gewiß will ich das.“ Der Geheimrath war erschrocken, als der Name ihm genannt worden. Ihm war's, als wäre plötzlich sein eigener Gedanke laut geworden, als hätte er selbst den Namen ausgesprochen; und nun stand sie schon leibhaftig vor ihm. Bleich wie der Tod war sie, ihre Augen, schwarz umrandet, lagen tief in ihren Höhlen, und das schwarze Gewand machte die Erscheinung noch unheimlicher.

Der Geheimrath trat ihr entgegen und nahm ihre beiden Hände. „Armes Kind!“ Weiter konnte er nichts herausbringen. Er geleitete sie zum Sopha und setzte sich auf den Sessel davor.

„Ich weiß alles, Herr Geheimrath“, sagte Emma leise, tieftraurig, aber ihre Stimme zitterte nicht. „Die Menschen haben nie Eiligeres zu thun, als wenn es gilt, einem Nebenmenschen etwas recht Schlimmes mitzutheilen. Ich weiß alles. Geheint habe ich nicht, ich kann es nicht mehr. Nur eins möchte ich von Ihnen wissen, Herr Geheimrath — wie steht es mit Herrn — mit — meinem Vater?“

„Ich habe ihn in unser Krankenhaus bringen lassen, begann der Arzt, „er liegt in demselben Zimmer wie früher. Der Schlaganfall war furchtbar. Aber er ist wieder erwacht. Er lebt. Er hört mich. Seine Augen sprechen. Sein Mund kann es nicht. Er ist gelähmt — völlig gelähmt.“

„Großer Gott!“ rief Emma erschüttert aus, und verbarg ihre Augen mit den Händen. Voll tiefsten Mitleids schaute der Arzt auf sie, unschlüssig, wie er ihr das mittheilen konnte, was sie ohne Zweifel noch nicht wußte oder ahnte.

„Und haben Sie Hoffnung, daß es besser mit ihm wird?“ fragte Emma endlich und sah ihn durchdringend an, als wollte

He von seinem Gesicht ablesen, was er ihr vielleicht zu ver-
schweigen wünsche.

„Der Arzt muß poffen, solange der Kranke lebt“, entge-
nete er.

„Das heißt: Sie haben keine Hoffnung, Herr Geheim-
rath“, erwiderte sie ruhig und tonlos.

Nun saßen sie still und wortlos sich gegenüber. In Emma
wogte und kämpfte es, ihre Augen gingen unruhig umher, als
suchten sie einen Stützpunkt in diesem schrecklichen Augenblick.

„Und wie lange kann er — kann mein Vater es aushalten?“
fragte sie endlich wieder.

„Das ist dessen Geheimniß“, antwortete der Arzt langsam
und bedächtig, „der über den Sternen waltet und die Geschicke
der Menschen in seiner Hand hat.“

„Ich verstehe Sie, Herr Geheimrath“, erklärte Emma ge-
faßten Tones, „ich habe von Ihnen zu viel gelernt. Wenn Gott
ihm gnädig ist, schickt er ihm einen zweiten Schlaganfall und
gewährt ihm das Glück eines schnellen Todes — hab' ich recht,
Herr Geheimrath? Und wenn Gott ihm nicht gnädig gesonnen
ist — o Herr Geheimrath, schon der Gedanke ist fürchterlich —
dann liegt er noch jahrelang da, hört, versteht alles, sein Geist
arbeitet rastlos fort, aber sprachlos ist er, gelähmt ist er, ganz
gelähmt — an allen Nerven gelähmt, ein Krüppel. O Herr
Geheimrath, giebt's schon auf Erden eine Hölle? Aber eines
hat er noch vor vielen voraus, die dahin streben: er kann sich
sein Leben verhältnismäßig günstig gestalten, er kann sich mit
Denten umgeben, die nach Möglichkeit das ausgleichen, was ihm
fehlt. Er hat ja Geld.“

Doktor Walter war aufgestanden und ging mit großen
Schritten in seinem Zimmer auf und ab. Dann stand er vor
Emma still und legte wie ein Vater seine Hände auf ihre Schul-
tern. „Sie wissen noch nicht alles, Emma“, hub er an. „Als
ich den Transport des Kranken anordnete, habe ich, wie da-
mals, zur Sicherheit alles an mich genommen, was er an Sa-
chen im Gasthaus bei sich gehabt. Seine Koffer stehen in seinem
Krankenzimmer, die Schlüssel habe ich; was er an Geld bei sich
hatte, habe ich in meinen Verschuß genommen. Als wir den
Kranken vom Fußboden aufhoben, hielt er ein Papier in seiner
Hand. Wollen Sie lesen, was darauf stand?“

„Darf ich es?“ Emma nahm zögernd das Papier, das der
Geheimrath von seinem Arbeitstisch geholt. „Eine Depesche?“
sagte sie und sah den Arzt fragend an. Dann las sie: „Contre-
mine hat gesiegt. Alles verloren. Wir sind am Bettelstab. Pollet
ist mit dem vorhandenen baaren Geld flüchtig geworden, ich ha-
be in Chicago Stellung als Comptorist angenommen. Myers.“
„Was heißt das alles?“ fragte sie. „Ich verstehe das nicht
ganz.“

„Soviel ich daraus verstehe“, entgegnete der Geheimrath,
„hat die Firma Grant, Pollet and Myers eine verunglückte Spe-
kulation gemacht und ihr Vermögen dabei eingebüßt. Ihr Vater
hat alles verloren — er hat nichts weiter, als was er bei sich
führt.“

„Alles verloren?“ rief Emma aus und erhob sich schnell
vom Sopha. „Alles verloren, Herr Geheimrath? Nun weiß ich,
was ich zu thun habe. Als er reich war, bot er mir's an, ihm
nach Amerika zu folgen, um dort sein angenommenes Kind, als
seine zukünftige Erbin in seinem Hause zu leben. Ich hab' es
leichten Herzens abgelehnt. Nun ist mein Vater arm. Nun ist
meine Stelle bei ihm.“

„Emma, was thun Sie!“ sprach der Doktor, und seine An-
gen leuchteten.

„Meine Pflicht, Herr Geheimrath“, antwortete sie. „Ver-
gessen ist alles, was er gegen uns verbrochen hat — dem Rei-
chen hätt' ich's nie — aber er ist arm, er ist hilflos — er ist ein
Krüppel. Wer steht ihm bei? Mein Platz ist an seinem Kran-
kenbett. Jetzt hat mein Leben wieder einen Zweck. Lassen Sie
mich zu meinem Vater, Herr Geheimrath. Vielleicht macht's ihm
eine Freude, wenn sein Auge mich sieht.“ Und nun löste sich die
Versteinerung ihrer Seele in einen Thränenstrom auf, ihr
ganzer Körper zitterte. Der Doktor leitete sie sorglich zum So-
pha und drückte sie in die Kissen nieder. Dann lächelte sie unter
Thränen. „Ach, wie das wohl that, Herr Geheimrath!“ sagte sie
aufathmend und ihre Thränen trocknend. „Nun kann ich alles.
Lassen Sie mich zu meinem Vater.“

Ein paar Tage waren verflossen. Emma Kramer hatte den
Geheimrath in seiner Privatwohnung aufgesucht!

„Ich habe meinen Kranken auf kurze Zeit verlassen“, sagte
sie, „Schwester Bertha will auf ihn achten. Er ist unverändert,
unbeweglich liegt er, nur seine Augen leben, und ich glaube in
ihnen zu lesen, daß er zufrieden ist, wenn er mich sieht. Ich
weiß ja nun genau, wie es um ihn steht, und ich fürchte, daß
die Kosten des Aufenthaltes im Rothen Kreuz seine Mittel
übersteigen. Ich muß es billiger einrichten. Er hat ja sein altes

Haus wieder gekauft. Es braucht noch nicht niedergedrückt zu
werden. Ich richte uns zwei Zimmer darin ein, ein lustiges,
geräumiges Krankenzimmer für ihn und ein kleines Gemach da-
neben für mich. Ein paar Möbelstücke habe ich, das Fehlende
kaufe ich billig. Mein Vater hat ja etwas Geld.“

„Ich liefere es Ihnen gern aus“, entgegnete der Geheim-
rath. „Sie werden eine getreue Verwalterin sein. Nur mühte
ich die Zustimmung Ihres Bruders haben.“

„Mein Bruder hat mit Hilfe des Staatsanwaltes aus-
wärts eine gute Stelle gefunden“, sagte sie. „Er ist Hausdiener
in einem Kaufmannsgeschäft. Er ist glücklich und zufrieden. Er
kann sich noch nicht an den Gedanken gewöhnen, daß Mister
Grant sein Vater ist, aber er will mir helfen, soweit seine be-
scheidenen Mittel es gestatten, und er hofft, daß es ihm einmal
gelingt, in dem kranken Mann seinen Vater zu sehen. O Herr
Geheimrath, mein Bruder Hugo wird noch einmal wieder ein
guter Mensch, Ich bringe Ihnen seine Zustimmung, und dann
machen wir's so, wie ich gesagt. Nebenbei arbeite ich für Geld
— o, ich kann sticken, Herr Geheimrath, ich kann weihnähen,
ich bin gar nicht ungeschickt.“

„Aber wenn Sie vom Krankenhaus nichts mehr wissen
wollen“, meinte der Arzt lächelnd und drückte ihre Hand, „so
dürfen Sie mich nicht ganz verstoßen. Ich werde auch in Zu-
kunft, wenn Sie mit mir zufrieden sind, Ihren Kranken be-
suchen — um mein Honorar brauchen Sie sich keine Sorge zu
machen.“

Der Kreislauf war vollendet. Das Haus, das vor dreißig
Jahren Claus Kramer bei Nacht und Nebel fliehend verlas-
sen — nun war Mister Grant darin eingelehrt, und Mister
Grant lag in Claus Kramers Comptoir — unbeweglich, sprach-
los, wie todt. Nur die Augen lebten und flackerten hin und her.
Was dachte er, wenn sie in diesen vier Wänden, an denen noch
die alten Tapeten hingen, umhergeschweiften? Dachte er über-
haupt? Konnte er denken? Entsetzliche Pein, wenn er's konnte,
wenn er nicht auszusprechen vermochte, was durch seine Gedan-
ken ging. Emma hatte recht: es gibt eine Hölle auf Erden.

Geheimrath Walter hatte ihn wieder einmal besucht. „Wie
finden Sie meinen Vater?“ fragte Emma ihn auf dem Flur.

„Unverändert“, antwortete er. „Wir müssen uns auf ein
langes Krankenlager gefaßt machen.“

„Ich habe Muth, Herr Geheimrath“, erwiderte sie, „Muth
und Kraft. Ich habe viel zu arbeiten, es giebt noch gute Men-
schen. Hugo unterstützt mich, ihm geht es ausgezeichnet. Er ist
ein anderer Mensch geworden. Er ist in seinen bescheidenen Ver-
hältnissen glücklich.“

Der Geheimrath verließ das alte, verfallene Haus. „We-
neidenswerthes Mädchen!“ sagte er zu sich. „Zufrieden, glück-
lich in all' dem entsetzlichen Leid! Ja, ja, es gibt auf Erden
Vergeltung. Gottes Mühlen mahlen wohl langsam — aber
sicher, und vor ihm giebt es keine Verjährung.“

— Ende. —



Das Meer.

Spiegelglatte Meeresfläche,
Ewig dunkle Bluthenpracht,
Wie durchschaut ein sterblich Auge
Deine schauervolle Nacht.

Auch ein Mensch hat nie gesehen
Deines fernen Grundes Hört,
Was Du birgest in dem Schooße,
Schauet nur Dein Schöpfer dort.

Wenn Du Deine Wellenarme
Zornig tobend zu ihm hebst,
Und den ätherblauen Himmel
Gierig zu erreichen strebst,

Wird er Ruhe Dir gebieten,
Und Du wirst dann still und klein,
Wirst mit Deinen Niesenmächten,
Gegen ihn doch machtlos sein.



„Hat Reichtum Leute schön gemacht?
Wohl nur zum Schein.
Hat Schönheit Leute klug gemacht?
Das kann nicht sein!
Hat Klugheit Leute gut gemacht?
Ich sage: nein. —
Reich, schön und klug bringt Glück und Ehr',
Gut sein ist mehr!“



Die verschwundenen Geschenke.

Es ist eine schöne Sitte, wenn in einer Familie die Kinder danach streben, den Eltern und Verwandten Freude zu bereiten. Wie muß nicht guten Kindern das Herz schlagen, finden sie dankbare Anerkennung für ihre kleinen, erfreuenden Zeichen der Liebe.

Robert und Anna, die beiden einzigen Kinder des Justirates, waren von Jugend an gehalten worden, zu den Geburtstagen der Eltern kleine Sächelchen selbst anzufertigen, leichte Gegenstände. Aber treu bewahrte der Vater die verschiedenen einfachen Näharbeiten und Schnitzereien oder Zeichnungen auf, und die Mutter verschmähte nicht, den Nähkorb aus Pappe, den Uhrständer des Sohnes auf ihren Arbeitstisch zu stellen. Mit den Jahren wuchsen die Kräfte und Fähigkeiten des Menschen, und von Jahr zu Jahr wurden die Sachen kunstvoller.

Beide Kinder waren größer geworden, und sie hatten beschlossen, zum bevorstehenden Geburtstage des Vaters etwas besonderes zu leisten. Robert entwarf eine große Zeichnung, eine kunstvoll vergrößerte Nachbildung einer Photographie der Mutter; Anna sticht ein Paar prächtige Morgenschuhe.

So war der Tag vor Vaters Geburtstagsfeier herangekommen, ein Sonntag. Die Geschwister hatten ihre rechte Not mit den Arbeiten gehabt, denn Vater sollte doch nicht die geringste Ahnung haben, daß er beschenkt würde, und sorgfältig war alles vermieden, was in ihm einen Gedanken daran hervorrufen könnte. Heimlich waren die Geschenke angefertigt, und an sicherer Stelle lagen sie verborgen.

An diesem Sonntagnachmittag wurde noch fleißig gearbeitet; Robert war zu Mittag bis auf wenige Striche fertig und Anna sticht die letzte Naht an dem letzten Schuhe. Sie saßen in der Voglerstube, da der Vater dort hin kaum kommen würde. Auf jedes Geräusch wurde geachtet, damit eine plötzliche Überraschung nicht alle Freude ganz verdränge. Dennoch wird unvermutet die Tür rasch aufgerissen; mit einem Ruck hat Robert die Zeichnung in die Mappe gesteckt, und Anna verbirgt ihren Schuh, den letzten, hinter ihrem Stuhle; bleichen Antlitzes schauen sie nach der Tür. Durch deren Spalte steht Lina, das Dienstmädchen, ihren Kopf und ruft: „Zum Essen! Die Herrschaften warten schon! Schnell!“ „Aber, Lina, wie kannst du uns nur so erschrecken!“ meint Anna, packt aber schnell ihre Arbeit zusammen. Lina ist längst wieder fort. „Wohin nur damit, damit keiner was findet?“ fragt Robert. „Wir stecken's unter den großen Kleiderschrank!“ So geschieht's auch; und das Essen schmeckt vortrefflich.

Gegen Abend wollen die Geschwister das Allerletzte an ihren Geschenken vollenden, damit sie in bester Verfassung gleich morgen früh dem Vater überreicht werden können. Sie krabbeln unter dem Kleiderschrank, finden nichts; sie stoßern mit dem Regenschirme darunter, es ist nichts da; sie holen den Ofenhaken, auch er holt nichts hervor; sie bücken sich und gucken, aber sehen nichts. Ratlos stehen sie da. Großen Ärger wollen sie nicht machen, denn dann ist es mit der Überraschung ja aus; aber verstimmt, angstvoll durchkramen sie jede Ecke des Hauses, aber

vergebens. Das war ein trauriger Abend, und noch etwas traurigere Nacht, und gar ein trostloser Geburtstagsmorgen. Die Kinder traten vor den Vater und wünschten Glück, aber die Worte wollen ihnen gar nicht recht aus der Kehle. Der Vater merkt es. „Was ist Euch denn, Kinder?“ fragt er. Da stürzen die Tränen aus ihren Augen, und sie berichten von den schönen Geburtstagsgeschenken, die nun nicht da sind, die spurlos verschwunden sind. Der Vater tröstet, aber das hilft wenig. Lina kommt auch herein und wünscht schön Glück. Sie hört die Klagen und horcht. „Vielleicht sind's diesel! Ich fand sie gestern beim Reinemachen in der Voglerstube!“ meint sie, geht heraus und bringt richtig alles an. Da ist große Freude, und der Vater freut sich am meisten über die Gaben seiner Kinder. Lina hatte gleich nach dem Mittagessen die Voglerstube aufgeräumt und ausgefegt, denn am Geburtstage sollte Tante Emma kommen und einige Tage bleiben. Sonst liebte es Lina, die Ecken und Kanten unter den Möbeln ungestört zu lassen, so daß oft der Staub fingerdick dort lag; heute mußte sie aber wohl ihren guten Tag haben, sie lehrte sogar unter dem Kleiderschrank. Da stieß sie auf die Päckchen. Dahin gehörten sie sicher nicht, darum nahm Lina sie hervor und legte sie säuberlich auf den Schrank auf dem Flur, hinten in der Ecke. Dann ging Lina um vier Uhr aus, denn sie hatte ihren Sonntagnachmittagsausgehetag, und hörte und sah nichts von dem Suchen der Kinder. Auch diese konnten das von Lina begangene Verbrechen nicht ahnen. Doch achteten die Kinder später mehr auf einen ganz sicheren Platz für ihre Ueberraschungen.



Spiele im freien.

Das Vögelspiel.

Knaben und Mädchen bilden eine lange bunte Reihe und jedes stellt einen Vogel vor: Lerche, Aabe, Elster, Meise, Stieglitz. Nicht weit von den Vögeln stehen zwei Knaben, dem einen gehören die Vögel, der andere handelt damit. Besterer weiß, wie jeder Vogel heißt; er erfährt es leise ins Ohr vom Eigentümer. Der Vogelhändler kommt: Kling, kling, kling! — Wer ist draußen? — Ein Mann. — Was will er? — Einen Vogel. — Was für einen? — Einen Specht. — Der Specht fliegt aus der Vogelreihe in einem weiten Kreis herum, der Vogelhändler huscht nach und fängt so seine Vögel ein. So geht es allen Vögeln; die, welche er fängt, müssen auf seine Seite treten, die ihm entweichen, kommen rechts hin. Verkäufer und Käufer treten zu den Gesangenen, bilden mit ihren Armen zusammen eine Schaufel, worauf eines nach dem andern geschwungen wird.



Rätsel und Aufgaben.

1. Das Erste liegt am Wegesrand,
Das Zweite liegt im deutschen Land,
Das Ganze ist ein General,
Der in so mancher Schlacht befehlt.
2. Ich bin ein Fied, in alter Zeit entsprungen,
Doch werd' ich heute noch gar oft gesungen.
Nimmst du das erste Zeichen mir, bin ich ein Fisch,
Der hochgeschätzt ziert manches Reichen Tisch.
3. Mit a benennt's ein Säugetier;
Mit u durchschwimmt's das Lustrevier;
Und wird an ihm zuguterleht
Das I am Schluß durch r ersetzt,
So kriecht und schwimmt's im blauen Meer
Auf Deute lauernd hin und her.

(Auflösungen in der nächsten Jugendnummer.)

Auflösung der Rätsel in letzter Jugendnummer.

1. Lerche. — 2. Schanze — Schwanz. — 3. Renner, Renner.